

RICCARDO BONFRANCHI

**WARUM TUT SICH UNSERE GESELLSCHAFT SCHWER, MENSCHEN
MIT GEISTIGER BEHINDERUNG ZU INTEGRIEREN?**

Dr. Riccardo Bonfranchi, geb. 1950, studierte Sonderpädagogik (Lehramt und Diplom) an der Erziehungswissenschaftlich-Heilpädagogischen Fakultät der Universität Köln und schloss 1983 mit dem Doktorat in Sonderpädagogik ab. Es folgten diverse Leitungsstellen sowie Unterrichtstätigkeit; 2009 Master of Advanced Studies in Applied Ethics an der Universität in Zürich; bis Sommer 2010 Schulleiter einer heilpädagogischen Sonderschule in Zürich mit Schwerpunkt Schwer- und Mehrfachbehinderung; seit August 2010 freiberuflich tätig.

Seit einigen Jahren findet eine intensive Diskussion darüber statt, wie sich Menschen mit einer Behinderung integrieren können bzw. inwieweit die Gesellschaft in den Bereichen Schule, Arbeit, Wohnen und Öffentlichkeit bereit ist, sich zu öffnen. Wenn man näher hinschaut, muss man aber feststellen, dass es bei diesen Bemühungen zumeist um die Integration von Menschen mit einer Körper- oder Sinnesbehinderung geht. Geistig behinderte Menschen werden kaum einmal in diese Überlegungen mit einbezogen. Wenn also von Integration gesprochen wird, müsste man genauer differenzieren, um welche Gruppe von behinderten Menschen es sich dabei handelt. Dies spiegelte auch die Diskussion um die abgelehnte Behinderten-Initiative wieder, die u.a. vor allem (berechtigte) Bedürfnisse und Belange von körperbehinderten Menschen thematisierte.

Es sind vor allem drei Bereiche, in denen Menschen mit einer geistigen Behinderung auffallen. Da ist ihre offensichtliche Intelligenzschwäche, dann ihr Unvermögen einer Arbeit auf dem freien Arbeitsmarkt nachgehen zu können, sowie ihr oft unvorteilhaftes Äußeres. Es wird hier von der These ausgegangen, dass diese Werte (Intelligenz, Arbeitstugend, Schönheit) einen hohen Stellenwert in unserer Gesellschaft haben. Wenn nun ein Mensch bzw. eine Gruppe von Menschen permanent gegen diese Werte verstößt – ob beabsichtigt oder nicht, spielt keine Rolle –, kommt es zu Aussonderungsprozessen, wie sie im Umgang mit geistig Behinderten tagtäglich anzutreffen sind.

Als Beweis dient die Tatsache, dass Menschen mit einer geistigen Behinderung kaum in der Regelschule, in der freien Wirtschaft oder in Wohnquar-

tieren anzutreffen sind. Der häufig angeführte Grad der Behinderung, dass keine weitere Integration möglich sei, überzeugt nicht. Viele geistig behinderte Menschen könnten integriert werden, aber es geschieht nicht. Und dies, obwohl wir im Bereich anderer Behindertengruppen heute eine verstärkte Sensibilität feststellen können, was Integration anbelangt.

Wenn sich die Gesellschaft also nicht vermehrt Gedanken darüber macht, dass Intelligenz, Arbeitstugend und Schönheit sehr relative Begriffe sind, werden Menschen, die unter einer gewissen Norm liegen, weiterhin ausgesondert bleiben. Diesen Gedanken soll im Folgenden weiter nachgegangen werden.

**Intelligenz – Arbeitstugend – Schönheit:
Das ‚Garantie-Multipack‘ für Erfolg und Ansehen
in unserer Gesellschaft?**

Zivilisierte Menschen sind gesittet, gebildet und „haben Kultur“¹. Das heißt, die Bürger bzw. Bewohner des Landes sollten demnach möglichst anpassungsfähig, allwissend und fleißig sein. Schlaue und fleißige Menschen werden nämlich ihrer Leistung und Qualität entsprechend mit Kapital belohnt. Dieses geben wir gerne für schöne, oft unnötige Dinge aus (etwas überlegter und spärlicher vielleicht in rezessionsgeschüttelten Perioden), die uns den manchmal „grauen“ Alltag zu versüßen mögen. Viele von uns belohnen die eigene Strebsamkeit mit einer alljährlich wiederkehrenden „Erholungsflucht“ in mildere, entfernte Gefilde. Wir sind die Konsumgesellschaft „par excellence“ und hegen und pflegen durch unser wohlständiges Verhalten das Wirtschaftswachstum.

Natürlich finden die meisten „Zivilisierten“ Gefallen an einem solchen Leben und möchten es solange als möglich in diesem Sinne aufrechterhalten. Damit das aber auf Dauer gelingen kann, sind dynamische Jugendlichkeit, Gesundheit und nicht zuletzt ein attraktives Äußeres gefragt. So wird es uns auf jeden Fall durch die Werbung und eine beachtliche Anzahl an Lifestyle-Magazinen suggeriert. Der seit einiger Zeit boomende Gesundheits- und Schönheitskult (Fitnesscenter, Reformhäuser, hochqualifizierte Schönheitschirurgen) erstaunt dabei wohl kaum noch jemanden.

Glücklich schätzen kann sich somit, wer (möglichst) alle diese Attribute vorzuweisen hat: Wer intelligent, tüchtig und schön ist, dem ist sowohl im professionellen als auch im privaten Bereich weitgehend Erfolg garantiert. Er-

¹ Duden (1997), S. 862.

folg wiederum bedeutet Ansehen, Bestätigung, gestärktes Selbstbewusstsein und liefert Energie – eine Antriebskraft also, die uns anspricht, weiterhin fleißig zu arbeiten, intellektuell aktiv zu sein und „makellos“ schön zu bleiben.

Aus solchen Überlegungen wird klar, dass eine gewisse Harmonie in den Bereichen Intelligenz, Arbeitstugend und Schönheit unseren Lebensweg massiv beeinflusst, d.h., uns Tore zu Erfolg und Ansehen öffnet, bei einem Ungleichgewicht oder gänzlichen Fehlen aber auch verwehrt.

Intelligenz – „IQ-Werte sind nicht das Maß aller Fähigkeiten“

Was ist Intelligenz? Nach Brockhaus ist Intelligenz „Verständnis, Erkenntnis, Denkfähigkeit und Klugheit“². Intelligenz hängt also mit Fertigkeiten und Aktivitäten des Menschen, wie schlussfolgerndem Denken, Problemlösen und Anpassungsfähigkeit an neue Situationen und Bedingungen, zusammen. Trotz allen Bemühens gibt es jedoch bis heute keine objektive, allgemeingültige und in Wissenschaft und Praxis gleichermaßen anerkannte Definition von Intelligenz. Intelligenz ist für die meisten Menschen ein positiver Begriff – etwas, das in Bildungsinstitutionen gefördert und entwickelt werden sollte, eventuell aber auch etwas „Gottgegebenes“, also „in die Wiege Gelegtes, Erhaltenes oder eben nicht.“³

Ist Intelligenz messbar?

Obschon nie eine allgemein anerkannte Definition für Intelligenz bestanden hat, wird ihrer Messbarkeit grosse Bedeutung zugeordnet – worin die eigentliche Hauptschwierigkeit liegt: Messen heißt vergleichen, d.h. eine Referenzgröße, der eine Definition zugrunde liegt, muss als Vergleichsinstrument vorhanden sein. Dieser allgemeine Maßstab existiert jedoch nicht. Messwerte sind nicht absolut und ergeben oft eine einseitige Aussage über das Gesamtpotential einer Person. Weiters werden Sonderbegabungen wie z.B. Kreativität oder Sport nicht ersichtlich.

Der französische Psychologe ALFRED BINET gilt als Vater des ersten Intelligenztests, welcher als „objektives Messinstrument“ die Untersuchung von Bildungsvoraussetzungen behinderter Kinder ermöglichen sollte. Das französische Unterrichtsministerium erhoffte sich dadurch eine angemessene Zuweisung in Sonderschulen, die einen den Fähigkeiten der Kinder angemesse-

² Vgl. Brockhaus (1993), 390.

³ W. STADELMANN: IQ-Werte sind nicht das Maß aller Fähigkeiten (2000) S. 8ff.

nen Unterricht anböten. Der Test erlaubte auch festzustellen, welche Aufgaben Kinder durchschnittlich in welchem Alter lösen können. Daraus resultiert das „Intelligenzalter“.

Dies ist die Ausgangslage für die Definition des „Intelligenzquotienten“ (IQ), der aufgrund der Arbeiten von BINET 1912 erstmals von WILLIAM STERN (Psychologe und Philosoph, Hrsg. der Methodensammlung zur Intelligenzprüfung von Kindern und Jugendlichen) vorgeschlagen wurde:

IQ ist das Verhältnis von Intelligenzalter (IA) zu Lebensalter (LA) – multipliziert mit dem Faktor 100; also: $IQ = IA/LA \text{ mal } 100$.

Diese neue Maßeinheit führte zu einer einfachen, aber weitgehend willkürlichen Skala, um den geistigen Entwicklungsstand eines Kindes im Vergleich mit Gleichaltrigen zu bewerten. Ebenso wurde festgelegt, dass ein Ergebnis unter 100 unterdurchschnittliche, ein solches über 100 überdurchschnittliche Intelligenz bedeutet.⁴

Diese Vorstellung einer nach wie vor messbaren Intelligenz steht aber im Widerspruch zur Erkenntnis aus verschiedenen Wissenschaften (z.B. Neuropsychologie), wonach sich Intelligenz lebenslang entwickeln kann.

Bildung wird in den Schulen immer noch vorwiegend mit (messbarer) Wissensanhäufung in Zusammenhang gebracht. Die Kenntnis, dass Bildung jedoch mehr sein sollte als bloße Stoffvermittlung, verlangt von den Schulen die Förderung von Fähigkeiten wie Sozialkompetenz, Kritikfähigkeit, Kreativität oder Empathie. Da diese komplexen Fähigkeiten allerdings schlecht messbar und ungeeignet für (noch) schulübliche Kurzzeitbeobachtungen sind, haben sie bisher nicht die Bedeutung erlangt, die ihnen zukommen sollte.

In diesem Zusammenhang ist zu bedenken, dass IQ-Tests und schulische Beurteilungen klassischer Art kaum prognostische Aussagen über den Berufs- und Lebenserfolg ermöglichen. Dies beweist eine amerikanische Studie aus dem Jahre 1977⁵, die belegt, dass die erfolgreichsten Harvard-Absolventen gegenüber ihren – laut Testergebnissen – schlechter bewerteten Kollegen in Bezug auf Arbeitsproduktivität, Status und Einkommen nicht erfolgreicher waren. Auch zählten sie in ihren menschlichen Beziehungen nicht zu den Glücklichen und zeigten allgemein eine nicht größere Zufriedenheit mit dem Leben.

Als intelligent gelten in der Vorstellung breiter Bevölkerungsschichten somit immer noch Menschen, die viel wissen, logisch denken (Ursache-Wir-

⁴ Ebd.

⁵ Ebd., S. 10.

kung-Denken), abstraktions- und aufnahmefähig sind. Diesen Kriterien entsprechen vor allem Professionelle auf bestimmten „kopflastigen“ Gebieten, wie z.B. Physik, Mathematik oder Informatik. Es sind also vorrangig kognitive Fähigkeiten, die sich von emotionellen Vorgängen abheben und als Hauptbestandteil der Intelligenz empfunden werden.⁶

Bedeutung und Einfluss der Intelligenz in unserer Gesellschaft

Nicht unerwähnt bleiben dürfen verschiedene bestehende und immer wieder neu entstehende Integrationsprojekte, die der örtlichen und IQ-abhängigen Schultrennung entgegenwirken wollen. So werden und wurden zum Beispiel in der Schweiz in Thun, Eglisau, Ennetbaden und Stallikon (ZH) einzelne geistig behinderte Schüler (meistens Kinder mit Trisomie 21) in Regelschulen unterrichtet und stundenweise von Sonderpädagogen speziell betreut.

Erste Erfahrungen haben aber gezeigt, dass die meisten dieser Kinder nach ca. 2–4 Jahren dann doch in eine Heilpädagogische Schule kommen und die Integration abgebrochen wird.

Heutige Industriegesellschaften sind „Leistungsgesellschaften“ insofern, als typischerweise die individuell erbrachte, ökonomisch verwertbare Leistung und nicht – wie in der vorindustriellen Gesellschaft – die soziale Herkunft über die Platzierung in der Sozialstruktur entscheidet.

Dem Bildungssystem wird die Funktion zugeschrieben, den gesellschaftlichen Nachwuchs leistungsmäßig zu qualifizieren und nach Stufen und Niveaus der Qualifikation auszulesen. Im Kindes- und Jugendalter wird die Entscheidung darüber programmiert, welche Position ein Gesellschaftsmitglied als Erwachsener im Gefüge von Macht, Einfluss, Besitz und Ansehen voraussichtlich erhalten wird.

Wird das Bestreben nach „gut gelungenem“ intelligentem Nachwuchs nicht erfüllt, bleiben Schuldgefühle, Enttäuschung und Frustration in der Regel nicht aus. Das Gefühl, als Eltern versagt zu haben oder gar unfähig zu sein, gesunden und intelligenten – also nichtbehinderten – Nachwuchs zu zeugen, ist schwer zu ertragen.

Gerade in Sonderschulklassen kommt es immer wieder vor, dass Eltern ihr Kind dessen Klassenkameraden gegenüber als überlegener und geschickter betrachten. Auch wenn dem häufig nicht so ist, also Wunschvorstellung und Realität aufeinanderprallen, werden andere Klassenmitglieder für das „Versa-

⁶ Ebd., S. 8ff.

gen“ und Sonderpädagogen für „unangemessene Förderung“ verantwortlich gemacht. Ein wenig dieser Verantwortung durch Schuldzuweisungen auf andere zu übertragen, scheint oft ein geeignetes Ventil zur eigenen Entlastung zu sein.

So müssen allgemein die Institution Schule, Lehrer oder andere, vor allem auch ausländische Kinder als Sündenböcke für das „Schulversagen“ Einzelner herhalten. Der – je nach Stadtviertel – hohe Prozentsatz an fremdsprachigen (kriegstraumatisierten) Kindern wird für den mangelnden Klassendurchschnitt verantwortlich gemacht.

Dort, wo die öffentliche Schule des Wohnquartiers nach elterlichem Ermessen wegen solch „misslichen“ Verhältnissen der Bildung ihrer Kinder nicht mehr gerecht werden kann, wird – nebst privaten Nachhilfestunden – sofern möglich, ein Umzug in „schweizerische“ Teile der Stadt oder eine Privatschulkarriere in Betracht gezogen. Die Wochenpläne vieler Kinder gleichen somit Terminplänen von Geschäftsleuten, für eine kindgerechte Freizeitbeschäftigung bleibt nur spärlich Zeit.

Der Konkurrenzkampf zwischen den sozialen Schichten

Der schulische Bildungsmarkt wird heute zu einem „Hauptschlachtfeld im Klassenkampf“. Der Konkurrenzkampf zwischen sozialen Schichten um die beste Ausgangsposition am Arbeitsmarkt spielt sich weitgehend im Schulwesen ab.⁷ Es lässt sich eine Aufholjagd beobachten: die Bildungsbeteiligung der Kinder aus Arbeiterfamilien ist innerhalb der letzten Jahrzehnte gewachsen, die der Kinder aus den übrigen Familien jedoch ebenfalls. Die Kinder von Beamten, Angestellten und selbständig Erwerbstätigen haben bis heute ihre Spitzenposition bei der Bildungsbeteiligung gehalten. Um den Abstand gegenüber den Arbeiterkindern sicher zu wahren, mussten sie ihr Engagement allerdings verstärken. Auch diese Familien haben in den letzten Jahren in ständig steigendem Maße Gymnasien für ihre Kinder in Anspruch genommen. Es gibt bestimmte Bevölkerungsgruppen, wie etwa Beamte in Leitungspositionen, deren Kinder zu fast 100% diese Schulform besuchen.

Um den Abstand einander gegenüber aufrechtzuerhalten, müssen heute alle Bevölkerungsgruppen auch weiterhin an diesem „Wettkampf um höhere Schulabschlüsse“ teilnehmen. Um die Differenz zu wahren, muss die jeweils höhere Gruppe dafür sorgen, dass die von ihr besessenen Privilegien möglichst

⁷ K. HURRELMANN: Familienstress (1990), S. 163.

gar nicht oder allenfalls zu einem späteren Zeitpunkt von der Gruppe unter ihr erworben werden können. Beim Zugang zu attraktiven Berufspositionen schlagen aber, wenn die Absicherung über Bildungszertifikate nicht greift, immer noch die sozialen und wirtschaftlichen Beziehungen der privilegierten sozialen Schichten durch. Daraus ergibt sich eine drastische Verschiebung der Abschlussqualifikationen in nur zwei Generationen: Über ein Drittel der Kinder besuchen heute Schulen (Bsp. Gymnasium), die ihre Eltern nie besucht haben und aus Karrieregründen auch nicht zu besuchen brauchten.⁸

Geschützte Werkstätten und Beschäftigungsstätten

Für die meisten Sonderschulabsolventen bleibt die Aufnahme in eine geschützte Werk- oder Beschäftigungsstätte die einzig mögliche Zukunftsvorstellung in Bezug auf die Arbeitswelt. Sie sind hier keiner eigentlichen Ausbildungspflicht unterworfen. Für Einzelne ergibt sich eine (Wieder-)Eingliederung in die freie Wirtschaft. Beschäftigungsstätten sind geschützten Werkstätten gleichgestellt, funktionieren jedoch nicht ertragsorientiert.

Wir meinen, dass schon die Bezeichnung „geschützte Werkstätte“ auf die „behütende“ Organisationsform solcher Einrichtungen hinweist. Es stimmt sicher, dass geistig behinderte Menschen eigene Grenzen oft nicht realisieren können und ihnen in diesem Sinne eine professionelle Betreuung entspricht. Trotzdem bleibt ihnen auch im arbeitsfähigen Erwachsenenalter selbstbestimmtes Handeln weitgehend verwehrt. Viele in Werk- und Beschäftigungsstätten Arbeitende sind in ihrer oft eintönigen Tätigkeit unterfordert und verlieren zusätzlich an – häufig ohnehin schon instabilem – Selbstwertgefühl. So wie sich ein Erwachsener auf dem offenen Markt normalerweise über seine Arbeitskraft an einen neuen Arbeitgeber ‚verkaufen‘ kann, erübrigen sich ebensolche Bemühungen für Personen mit einer geistigen Behinderung: Mangelnde vorhandene Alternativen und eine oft eingeschränkte Mobilität verunmöglichen in der Regel einen Stellenwechsel. Hinzu kommt, dass unseres Wissens gesamtschweizerisch kaum spezifische, d.h. beruflich orientierte Weiterbildungsangebote für geistig behinderte Erwachsene bestehen.

⁸ Ebd., S. 131ff.

Arbeitstugend

Protestantische Ethik nach Max Weber

Um die Einstellung der Gesellschaft gegenüber behinderten Menschen in Bezug auf Arbeit zu beschreiben, scheint es uns wichtig, als Einstieg einen kurzen Überblick in die Protestantische Ethik nach MAX WEBER (1864–1920) zu liefern.

WEBER beobachtete seinerzeit, dass die protestantischen Regionen industriell viel weiter entwickelt waren als die katholischen. Er stellte weiter fest, dass derselbe Zusammenhang gesamteuropäisch beobachtbar war: Die ersten Industrieländer (= kapitalistische Nationen) waren die dem protestantischen Glauben angehörigen Niederlande und England. Die vorher um einiges reicheren katholischen Staaten wie Italien, Spanien und Portugal folgten, wenn überhaupt, erst viel später. Diesen zunächst unverständlichen Zusammenhang zwischen der Religionszugehörigkeit und der wirtschaftlichen Entwicklung versuchte WEBER aufzuklären: Auffallend schien ihm die eher ‚unnatürliche‘ spezifische Wirtschaftsgesinnung der ersten Kapitalisten; ihr antreibender Gedanke war nämlich nicht etwa, möglichst hohe Gewinne zur Befriedigung eigener Bedürfnisse zu erzielen – ein in handelnden Gesellschaften sonst verbreitetes und übliches Motiv. Vielmehr strebten sie nach Gewinn um des Gewinnes Willen. Im Gegensatz zum Adel und den Fernhandelskauffleuten des späten Mittelalters, welche Reichtum anhäuferten und damit ein genießerisches Leben in Luxus führten, lebten die frühen Kapitalisten in äußerster Sparsamkeit – trotz beachtlichen Vermögens. Jeder Konsum, der über das absolut Lebensnotwendige hinausging, erschien ihnen als Verschwendung. Das Ideal war, alles erworbene Geld zur Reinvestition noch größerer Gewinne zu nutzen.⁹

WEBER sieht diesen kapitalistischen Gedanken weiters in engem Zusammenhang mit der religiösen Denkart des *Calvinismus*: Nach CALVINS Lehre ließ Gott in einem uns unerklärlichen Beschluss nur einem Teil der Menschheit seine Gnade zuteilwerden und erhob sie damit zu späteren Heiligen – die übrigen Menschen verfielen demnach in ewige Verdammnis. Dabei konnten diesen weder menschliche Werke noch magische Mittel, wie z.B. Sakramente, die ersehnte Gnade Gottes übermitteln.

⁹ R. BONFRANCHI: Löst sich die Sonderpädagogik auf? (1997), S. 53–54.

Da der Zustand der Unwissenheit, wer zu den Auserwählten gehöre und wer nicht, für die Menschen in einem vom Glauben bestimmten Zeitalter psychisch untragbar war, suchte jeder nach Zeichen der Bestätigung. Im Verzicht auf Muße und Genuss zugunsten ständiger Arbeit wurde ein Beweis der Auserwähltheit gesehen. Die Menschen wurden also sozusagen zu „asketischer Bewährung im Berufsleben“ gedrängt; die „Pflichterfüllung innerhalb weltlicher Berufe“ wurde als „höchster Inhalt“ angesehen, „den die sittliche Selbstbestätigung annehmen konnte“. Diese religiöse Bedeutung der weltlichen Alltagsarbeit erzeugte den Berufsbegriff, wie wir ihn heute kennen, in diesem Sinne zum ersten Mal.

Durch erläutertes *calvinistisches* Gedankengut konnte für vorgängig beschriebene „unnatürlichen“ Wirtschaftsüberlegungen ein die allgemeine Bevölkerung ansprechendes Fundament geschaffen werden.

Hiermit ist eine Ansicht religiös begründet, die exakt dem rastlosen Streben nach Gewinn der frühen Kapitalisten entspricht. Reichtum wird somit zum Zeichen der Auserwähltheit, was logischerweise beim Gelderwerb ein gutes Gewissen, in der Folge aber auch hartherziges Verhalten gegenüber den Armen bewirkte. Der *Calvinismus* ermahnte die Menschen, jede Minute ihrer Tätigkeit zu widmen, keine Zeit zu verschwenden und keine Gewinnchance auszulassen. Diese systemische Lebensplanung nennt WEBER „Rationalisierung der Weltbeherrschung“ in der er den Wertzuwachs des Westens sieht, wobei sich Letzterer von jeglicher außerokzidentalen Kultur unterscheidet.

Arbeit und Erwerben wurden somit als Zweck des Lebens angesehen und nicht mehr als Mittel zur Befriedigung materieller Lebensbedürfnisse. Arbeit ist aber vor allem von Gott vorgeschriebener Selbstzweck des Lebens überhaupt. Der paulinische Satz: „Wer nicht arbeitet, soll nicht essen“ gilt bedingungslos für alle. Arbeitsunlust wurde als Symptom fehlenden Gnadenstandes angesehen, denn Gottes Vorsehung hält für jeden einen Beruf bereit (= Befehl Gottes an den Einzelnen), der erkannt und in dem gearbeitet werden soll.¹⁰

Fragen wir uns nun nach dem Stellenwert behinderter Menschen in *calvinistisch* geprägten Zeiten, so scheint ohne Wenn und Aber klar zu sein, dass ihnen die Rolle der Unbegnadeten, zur Verdammnis Prädestinierten zufiel: Die Möglichkeit zu lebenslanger, gewinnbringender Tätigkeit blieb den meisten verwehrt, d.h., sie konnten die Grundbedingung, zu den Auserwählten zu gehören, gar nicht erfüllen, wurden also chancenlos geboren.

¹⁰ Ebd., S. 54–55.

Es ist anzunehmen, dass diese in unseren hochindustrialisierten Gesellschaften verinnerlichte Haltung nicht ohne Auswirkung auf unsere Einstellung gegenüber behinderten Menschen bleibt. Arbeit ereignet sich z.B. für geistig Behinderte im beschützenden Rahmen einer Werkstatt, und wird in der Regel schlecht entlohnt, stellt also keinen „echten“ Broterwerb dar. Schwerstbehinderten bleibt außerdem jegliche Möglichkeit, eine Tätigkeit auszuführen, versagt.

CALVINS Idee, durch Gottes Gnade zur Heiligkeit emporgehoben oder als Unbegnadete verdammt zu werden, entspricht sicherlich nicht mehr dem heutigen Weltbild. Die Meinung der ‚Minderwertigkeit‘ gegenüber Menschen, die keine „richtige“ Arbeit vollbringen, zieht sich aber, einem roten Faden gleich, bis heute durch die Geschichte: So wurden Behinderte z.B. während des Nationalsozialismus als „Ballastexistenzen“ systematisch vernichtet, von „volkskörperbelastenden Schmarotzern“ ist und war die Rede. Vor allem in Zeiten wirtschaftlicher Rezession, erhöhter Arbeitslosigkeit und allgemeiner Sparbemühungen nimmt die Akzeptanz gegenüber Menschen, die nicht in der Lage sind, zu arbeiten, drastisch ab.¹¹

Die Geschichte der Hilfsschulen, der Schule für Lernbehinderte, entstand dort, wo es Industrie gab. Ihr wurden Schüler zugewiesen, die auf die Ausführung einfachster (niedrigster) und un(an-)gelernter Erwerbsarbeiten vorbereitet werden sollten. In Zeiten der Hochkonjunktur hatten und haben die „Leistungstärkeren“ unter ihnen eine Chance, in dieser Weise auf dem Arbeitsmarkt eingesetzt zu werden. Ihr Risiko, arbeitslos zu werden, ist aber enorm hoch.

Die zunehmende Industrialisierung schraubte also das Niveau in den Elementarschulen hinauf. In der Folge entstand ein Abdrängungsprozess, wobei die Schwächeren auf der Strecke blieben. Dies war der eigentliche Beginn der bis heute gültigen Forderung von Staat und Wirtschaft an das Schulsystem nach bestqualifizierten Arbeitskräften. Daraus ergibt sich die aus derselben Zeit stammende allgemeine Aufgliederung (Separierung) des Schulsystems: Als „niedrigere Volksschule“ für Handwerker entstand die Realschule, die Sekundarschule widmete sich dem kaufmännischen Ausbildungsbereich und das Gymnasium bzw. die Mittelschulen boten zukünftigen Akademikern Zugang.¹²

¹¹ Ebd., S. 55–56.

¹² R. BONFRANCHI: Integration (2000).

Die immer weiter fortschreitende Aufsplitterung der Arbeitstätigkeiten in kleine Teilbereiche, hervorgerufen durch immer extremer betriebene Arbeitsteilung, reduziert den Arbeiter auf die Ausführung immer wiederkehrender, gleichförmiger Bewegungsabläufe. Dadurch verschwindet allmählich die Kompetenz zur Ausführung ganzheitlicher Arbeitsvorgänge und eine Beteiligung an deren Planung bleibt völlig ausgeschlossen. Die Möglichkeit, sich mit den eigenen Aufgaben zu identifizieren, wird dadurch entscheidend beeinträchtigt, was logischerweise eine geschälerte Arbeitszufriedenheit nach sich zieht. Die Arbeitstätigkeit im Bereich der Werkstatt für Behinderte ist größtenteils genauso beschaffen.

Eigentlich sollte als positiver Aspekt der Technisierung eine verminderte Arbeitsbelastung, vor allem auch körperliche Entlastung, hervorgehen. Entsprechende Analysen zeigen aber, dass nebst nach wie vor starker körperlicher Beanspruchung vieler Arbeitskräfte Belastungsfaktoren wie Konkurrenzdruck, Zeitdruck, Stress u.a. dazugekommen sind. Daher ist anzunehmen, dass sich die Qualität der Arbeitsbedingungen eher verschlechtert hat. Ein Zeichen dafür sind vermehrte Ausfallquoten durch Krankheit und Fluktuation (Arbeitskräfte suchen sich neue Stellen).

Wertigkeit der Arbeit

Die Wertigkeit der Arbeit wird einerseits durch das Maß der Entlohnung definiert. Ermöglicht wird diese jedoch nur durch eine florierende, produkteorientierte Wirtschaft. Indem ein Arbeitsprozess zu verkauf- und konsumierbaren Erzeugnissen führt, werden Reproduktion und Identitätsbildung der Arbeitskraft erst gewährleistet. Dabei ergibt sich von allein, dass die Produktivität, d.h. die Leistungsfähigkeit des Einzelnen, maßgeblich zum Ertragserfolg beiträgt.

Aufgrund solcher Überlegungen wird uns schnell bewusst, welche Wertigkeit folglich der Arbeitsverrichtung eines geistig behinderten Menschen zukommen wird. Die meisten Sonderschulabsolventen werden in eine geschützte Werkstatt oder eine Beschäftigungsstätte aufgenommen. Gerade Beschäftigungsstätten funktionieren aber nicht ertragsorientiert und Werkstätten erzeugen oft nur einen Minimalgewinn von vielleicht 15%. Die Problematik solcher Institutionen liegt einerseits sicher darin, lukrative Aufträge überhaupt zu erhalten, und andererseits, diese allenfalls termingerecht ausführen zu können. Dort, wo Menschen nicht zeiteffizient agieren, also zeitlicher Aufwand und Erzeugnis nicht miteinander korrelieren, wendet sich ein Auftraggeber

der freien Wirtschaft zu. Daraus resultiert letztlich der symbolische Betrag von etwa siebzig Franken im Monat, welcher den Arbeitskräften in geschützten Werkstätten ausbezahlt wird.

Dass unter solchen Umständen der Wert verrichteter Arbeit sehr niedrig ist, versteht sich von selbst. Es handelt sich hier nicht mehr grundsätzlich um das Produkt, sondern eben um die „Beschäftigung“ von Menschen, die für das Bestehen in der freien Wirtschaft zu wenig belastbar sind und dort erstrebenswerte Leistung nicht vollbringen können. Als logische Konsequenz ist unbestreitbar, dass zentrale Funktionen der Arbeit, wie die Befriedigung von persönlichen Bedürfnissen (z.B. Kleiderkauf oder Kultur) und Identitätsbildung, größtenteils verloren gehen.

Zusammenfassend ausgedrückt garantieren Intelligenz und Arbeitsfleiß eine angesehene, entsprechend bezahlte Tätigkeit. Eine intellektuell und kreativ bestqualifizierte „Elite“ wird somit sehr gut bis überbezahlt sein und als Folge immer reicher und besitzender werden. Arbeit fungiert daher als Ressource von Reichtum und Besitz. Reich- und Besitztum vermitteln Unabhängigkeit und ein nicht zu unterschätzendes wirtschaftliches und soziales Machtpotential. Macht bedeutet, (selbst) bestimmen, aber vor allem auch „herrschen“ über Andere – der „Mächtige“ übt Macht in der Regel zu seinem Vorteil aus. Hier scheint uns wiederum ein Hinweis auf MAX WEBERS Überlegungen angebracht: Erschaffener Reichtum ergibt Kapital und Kapital ist letztendlich der Motor unserer konsumorientierten Gesellschaft. Nur wer diesen unmittelbar zu steuern vermag, verschafft sich auch Zutritt in machtausübende und beeinflussende Systeme wie Wirtschaft und Politik. Sicher sind wir heute nicht mehr dem christlichen Glauben und CALVINS Vorstellungen untertan, sondern identifizieren uns eher mit einer weltlichen Lebensphilosophie. Die Machtgier einiger weniger, ihr Bedürfnis zu (be-)herrschen und vielleicht sogar „Gott ähnlich sein zu wollen“, lässt aber doch Parallelen zum Bestreben nach „Gottes Wohlgefallen“ der frühen Kapitalisten vermuten.

Die gegebenen Umstände, in denen erwachsene geistig Behinderte zu leben und zu arbeiten haben, verunmöglichen ihnen, durch Arbeit zu Reichtum und Besitz zu gelangen. Dies, obwohl viele unter ihnen nicht weniger Arbeitsstunden vorzuweisen haben als die meisten „Normalbegabten“; ihre verrichtete Tätigkeit ist jedoch zu wenig oder überhaupt nicht ertragreich, ein Gewinn bleibt aus. Unter diesen Bedingungen ergibt sich die Machtlosigkeit behinderter Menschen als logische Konsequenz aus dem bisher Gesagten.

Schönheit – Begriff der Ästhetik und geschichtlicher Hintergrund

„Wer von Schönheit hingerissen ist, übersieht Schwächen und verzeiht alles.“¹³

„Als meine Mutter mir den Toaster als Spielzeug für die Badewanne gab, wusste ich, dass ich ein hässliches Baby war...“¹⁴

JOAN RIVERS, eine amerikanische Comedy-Diva, erzählte dies zwar als Witz – trotzdem oder gerade deshalb steckt ein wahrer Kern in der lustig gemeinten Aussage. Anhand geschichtlicher und kultureller Hintergründe zur Ästhetik lässt sich aufzeigen, was „schön sein“ oder eben „hässlich sein“ in unserer Gesellschaft bedeutet und mit welchen Auswirkungen die „Betroffenen“ zu leben haben.

Nichtbehinderte wollen Menschen mit einer Behinderung nicht sehen. „Der Schönheitswahn ist zum Massenphänomen geworden¹⁵“ – die Schönheit des menschlichen Körpers hat in unserer Gesellschaft Kultstatus erreicht. Gleichzeitig leben aber auch Menschen ohne oder mit einer Behinderung unter uns, die nicht dem allgemeinen Schönheitsideal entsprechen.

Schenken wir der Aussage „Es ist unbestritten, dass wir immer stärker vom äußeren Schein eines Eindruckes bestimmt werden“¹⁶ Glauben, müssen wir uns fragen, wie wir „Nichtbehinderten“, Behinderung überhaupt wahrnehmen. Erinnert sei dabei an ein schon Jahre zurückliegendes Frankfurter Gerichtsurteil: Damals erhielt eine Klägerin recht, als sie ihr Reisebüro auf Schadenersatz verklagte, weil sie ihre Ferien in einem Hotel verbringen musste, in dem gleichzeitig 25 geistig und körperlich Behinderte weilten. In der Urteilsbegründung hieß es u.a. „es ist nicht zu verkennen, dass eine Gruppe von Schwerstbehinderten bei empfindsamen Menschen eine Beeinträchtigung des Urlaubsgenusses darstellen kann... dass es Leid auf der Welt gibt, ist nicht zu ändern, aber es kann der Klägerin nicht verwehrt werden, wenn sie es jedenfalls während des Urlaubs nicht sehen will“¹⁷.

In der Annahme, dass dieser Gerichtsfall größtenteils die heutige Meinung der Gesellschaft widerspiegelt, wird klar, dass nichtbehinderte Menschen mit einer Behinderung nicht sehen, sich durch „diesen Anblick“ ästhetisch nicht beeinflussen lassen wollen. Vermittelt wird uns das „Ästhetische“ – auch „stil-

¹³ N. Gogol in: B. GUGGENBERGER: Einfach schön (1995), S. 71.

¹⁴ J. Rivers in: C. NEWMAN: Die Magie der Schönheit (2000), S. 147.

¹⁵ R. BONFRANCHI: Löst sich die Sonderpädagogik auf? (1997), S. 58.

¹⁶ M. Haug, ebd.

¹⁷ Ebd.

voll Schöne“, „Geschmackvolle“ oder „Ansprechende“¹⁸ – vor allem durch beeinflussende Medien, wie Fernsehen, Illustrierte oder Internet. Die in der Werbung vorherrschenden Motive Leistung, Erfolg, Karriere, Sexappeal usw. werden mit Attributen wie „schön“, „gut“, „gesund“ und „dynamisch“ umgesetzt – es besteht also ein „ästhetisches Stereotyp“, das immer wieder Verwendung findet.¹⁹

Die platonische Philosophie

Im Mittelpunkt steht der Begriff „Ästhetik“ – die „Wissenschaft vom Schönen“ und die „Lehre von der Gesetzmäßigkeit und Harmonie in Natur und Kunst“²⁰. Wie unschwer zu erkennen ist, können wir das Bild einer Behinderung nicht mit unserem ästhetischen Empfinden in Einklang bringen und verdrängen es deshalb. Es ist anzunehmen, dass Behinderung gegen ästhetische Normen verstößt, die wir seit Jahrtausenden verinnerlicht haben – die Diskussion um das Schöne ist demnach alt und nimmt von der platonischen Philosophie herkommend ihren Ausgang²¹:

Eine gewisse Bedeutung kann dem Wort *kalos* (schön) zugesprochen werden, das jedoch auch für die Begriffe „das Brauchbare“ und „das Zweckdienliche“ eingesetzt wurde.²² SOKRATES unterschied zwei Beurteilungsmaßstäbe: Intelligenz und Schönheit. Er zog die Möglichkeit in Betracht, das Schöne als eine Empfindungsqualität zu verstehen, wie wir eben einen Menschen, ein Kunstwerk oder Musik „schön“ finden. Da ihn diese Möglichkeit jedoch nicht weiterführte, gestand er schließlich, nicht zu wissen, was das Schöne eigentlich sei.

PLATON hingegen ging davon aus, dass es ein absolut Schönes gibt, eine Idee des Schönen, von der aus wir bemessen, was weniger schön ist. Er bringt aber auch das Schöne mit dem Wahren und Guten in Verbindung – eine in Bezug auf eine Behinderung zweifelsohne folgenschwere Kombination. Diese Einstellung wird uns nebst Medien und Werbung auch sehr stark durch Filme suggeriert – d.h. der Filmheld bzw. die Filmheldin ist gut und fast ausnahmslos schön. Weiters stellt PLATON eine Verbindung zur Definition von „Harmonie“ her. Er sagte: „Jede Zusammensetzung ohne Maß und Proportion muss unweigerlich völlig misslingen, sowohl im Detail wie auch als Gesamtkompo-

¹⁸ Duden (1997), S. 89.

¹⁹ R. BONFRANCHI: Sonderpädagogik (1997), S. 57–58.

²⁰ Duden (1997), S. 89.

²¹ R. BONFRANCHI: Sonderpädagogik (1997), S. 59ff.

²² J. Zimmermann in: E. Martens (1991) in: R. BONFRANCHI: Sonderpädagogik (1997), S. 59.

sition... Rechtes Maß aber und Proportionalität ergeben stets Schönheit und Vollkommenheit.“²³

Wie hat nun – nach platonischem Gedankengut – ein schönes, harmonisches Gesicht auszusehen? Dazu die Psychologieprofessorin JUDITH LANGLOIS:

„Ein symmetrisches, vor allem aber ein durchschnittliches Gesicht – durchschnittlich im Hinblick auf Position und Maß aller Züge. Einige Gesichter sind angenehmer anzusehen als andere: Das Bild eines jungen Mädchens mit weit auseinanderstehenden Augen und kleiner Nase wirkt angenehmer als ein junges Mädchen mit eng zusammenstehenden Augen und breiter Nase. Extreme Ausprägungen stoßen ab und sind im Allgemeinen nicht anziehend.“²⁴

Vollendung der Harmonielehre durch die Griechen

Die Griechen waren diejenigen, die erstmals ein Maß für die Größen und Längen der einzelnen Körperteile herstellten. Dieses Maß stand für den Begriff der Vollkommenheit – vermutlich das erste, auch schriftlich niedergelegte, von Menschen erschaffene Schönheitsideal. Dieses wurde nach dem Versuch errichtet, möglichst die „goldene Mitte“ zu finden und das Extreme auf der einen oder anderen Seite zu vermeiden. Diese „goldene Mitte“ garantiert jedoch nicht nur Schönheit, sondern steht auch für Gesundheit und Sittlichkeit. Somit sind wir wieder bei der Harmonie angelangt, die als Grundlage für dieses Ideal diente.

Diese harmonische Ordnung wirkt bis heute als Maßstab für unsere Urteile, was als „harmonisch“ bezeichnet werden kann und was nicht – wir unterliegen ihr sogar je länger je mehr. So können wir beim Anblick eines Menschen mit angeborener Fehlbildung der Gliedmaßen (= Dysmelie, z.B. durch Conterganschädigung) diese nicht einfach feststellen und zur Tagesordnung übergehen. Wir empfinden die genannte „Disharmonie“ als unangenehm und störend – verstanden im „Platonischen Sinne von Harmonie“.

Schönheit die sich vom Unvollkommenen (Behinderung?) abhebt, hat in jeder Zeit und in jeder Kultur eine bedeutsame Rolle gespielt; ob im alten Ägypten (*Nofretete* heißt „Die Schöne ist gekommen“), in der Antike, in der sich das klassische Ideal ausprägte, im alten Testament, wo Frauen (Esther, Judith) wie Männer (Saul, David, Josef) ihrer Schönheit wegen gerühmt wurden: „Die Schönen sind die Erwählten!“²⁵ Schönheit im Sinne von Harmo-

²³ Vgl. PLATON: Philebos 64d, 4. Jh. v.Chr., in: M. Mueller (1992) in: R. BONFRANCHI: Sonderpädagogik (1997), S. 59.

²⁴ J. Langlois in: C. NEWMAN: Die Magie der Schönheit (2000), S. 146.

²⁵ R. BONFRANCHI: Sonderpädagogik (1997), S. 61.

nie wurde also auch durch das Christentum weitertransportiert. Das heißt, die Idee PLATONS wird somit göttlich, „zu Gott hin überhöht“.²⁶

Der Gegenbegriff des Schönen: das Hässliche

In den emotionalen Bereich gehört das Beurteilungsvermögen, was schön sei und was nicht, nach der Idee von I. KANT. Diese Beurteilung erfolgt individuell und wird auf das Subjekt und auf das Gefühl desselben bezogen. Lust oder Unlust, Wohlgefallen oder Missfallen – etwas, das uns als Wohlgefallen erscheint, können wir als schön bezeichnen. Was uns missfällt, ist infolgedessen nicht schön und bereitet uns Unbehagen – was im Falle einer Behinderung sicher der Fall ist. Das Unbehagliche, oder als Gegenbegriff des Schönen – das Hässliche –, als solches zu sehen, versuchen wir zu vermeiden. Es verletzt unseren Sinn für das Harmonische, passt nicht in das Bild unseres harmonisch aufgebauten Ideals.²⁷

Was bedeutet dies für Personen (z.B. Menschen mit einer geistigen Behinderung), die diesem Bild nicht entsprechen? Betrachten wir z.B. das Bild eines durch einen Unfall entstellten Gesichts oder verkürzter, abgetrennter Gliedmaßen, entstehen unweigerlich Gefühle des Unbehagens, mit denen wir nur schwer fertig werden können. Wir ertappen uns bei dem Gedanken „selber zum Glück nicht so zu sein“; der Anblick wird als unschön, eben hässlich und mitleiderregend empfunden. Das Hässliche verletzt also einerseits unser Empfinden, muss aber allzu oft als Messmittel erhalten, Schönes noch schöner erscheinen zu lassen.²⁸

Das Hässliche als moralisches Problem im Mittelalter

Vor allem im Mittelalter wurde das Hässliche zum moralischen Problem. Es hat Schuld auf sich geladen und gilt dementsprechend als „böse“. Ein in damaliger Zeit geborenes fehlgebildetes Kind – eine „Missgeburt“ also – musste als Produkt „unsittlichen“, „gottvergessenen“ Verhaltens von Mann und Frau erhalten.²⁹ Auch für LUTHER sind Behinderte „vom Teufel besessen oder zumindest Wechselbälger, vom Teufel anstelle eines gesunden Kindes einer nichtbehinderten Frau untergeschoben“. Im Glauben an ein „Teufelskind“ ist es natürlich einfacher, dieses nicht nur als hässlich, sondern auch als „nicht

²⁶ Ebd., S. 59–61.

²⁷ Vgl. R. BONFRANCHI: Sonderpädagogik (1997), S. 61–62.

²⁸ Ebd., S. 62.

²⁹ H. von Bingen in: R. BONFRANCHI: Sonderpädagogik (1997), S. 62–63).

gut“ oder „böse“ zu bezeichnen. Dass ein solches Kind keine Zuwendung bekam, ausgesetzt oder gar getötet wurde, ist für die damalige Zeit sicherlich normal.³⁰ Heute sprechen wir zwar nicht mehr von „Wechselbälgern und Teufelskindern“ – es ist aber erwiesen, dass ein nicht unserem Schönheitsideal entsprechender Säugling weniger Zuwendung erhält. Die Wirkung der äußeren Erscheinung darf somit auf keinen Fall unterschätzt werden. Sozialwissenschaftliche Forschungsergebnisse zeigen deutlich, dass gutes Aussehen mit positiven Eigenschaften assoziiert wird: Betrachten Lehrpersonen Bilder von hübschen oder eben weniger hübschen Kindern, werden „die Hübschen“ eindeutig als intelligenter und beliebter eingeschätzt. In simulierten Gerichtsprozessen werden gutaussehende Angeklagte weniger oft für schuldig gehalten oder erhalten zumindest niedrigere Strafen.

Als Fazit dieser Forschungsergebnisse ergibt sich für „Gutaussehende“ in unserer Gesellschaft ein großer Vorteil – sie sind Hauptempfänger positiver Signale ihrer Umwelt: Wenn das niedliche Baby von seiner Mutter mehr Aufmerksamkeit bekommt und dem hübschen Kind leichter verziehen wird, wenn schöne Menschen leichter Freunde finden – dann entlarvt sich „Schönheit“ als soziale Macht, die nicht zu verkennen ist.³¹

Auswirkungen des „Behinderten-Bildes“ in „Nichtbehinderten-Köpfen“

I. NIPPERT weist auf eine Textstelle MICHEL DE MONTAIGNES (16. Jh.) hin, worin zu lesen ist, dass „Behinderte durch die gesellschaftliche Reaktion auf das Ungewohnte zu Außenseitern gemacht werden“.³² Nicht ganz so aufgeklärt gab sich mehr als 100 Jahre später CARL VON LINNÉ, der den *homo sapiens* vom *homo monstrosus* trennte. In seiner hierarchisch geordneten anthropologischen Klassifikation steht der weiße (europäische) Mensch über dem roten, gelben und schwarzen Menschen (in dieser Reihenfolge), wobei der „monströse“ Mensch allen unterliegt und somit das Schlusslicht der „Menschenrangliste“ bildet.³³

B. GUGGENBERGER spricht von beschriebener sozialer Macht der Schönheit.³⁴ Dabei werden Schönheit und Ästhetik häufig mit Sympathie und Zuwendung verknüpft – eine Tatsache, die aber im Allgemeinen nicht gerne zugegeben wird und somit keineswegs ein irrelevantes Tabu darstellt: Wenn wir nämlich

³⁰ Ebd.

³¹ Ebd., S. 63.

³² Vgl. I. Nippert in: R. BONFRANCHI: Sonderpädagogik (1997), S. 63.

³³ Vgl. ebd.

³⁴ B. GUGGENBERGER: Einfach schön (1995).

eine Person nett und sympathisch, aber auch tüchtig finden, weil sie uns gefällt, so sind wir ebenso der Meinung, unserem Empfinden nach „hässliche“ Menschen als weniger nett, unsympathisch und leistungsschwach einzustufen. Folglich soll, wer schon nicht schön ist, wenigstens mehr leisten – sozusagen zur „Kompensation seines Makels“.

Glücklicherweise kann „mangelnde Schönheit“ in der heutigen Zeit außerdem „optisch korrigiert“ werden. Nichtbehinderte sind, je länger, umso mehr bereit, ihren Körper oder Teile davon der Schönheitschirurgie anzuvertrauen, weil sie sonst nicht (mehr) dem gängigen ästhetischen Bild entsprechen, d.h. demzufolge auch nicht mehr „voll und ganz leistungsfähig“ sind. Unser eigenes unvollkommenes Aussehen wird uns täglich durch Vollkommenheit – entsprechend dem griechischen Bedürfnis nach Harmonie – suggerierende Bilder bewusst gemacht; „in“ sind chirurgische Verschönerungen nach „Claudia-Schiffer-Nase-Lippen-Busen-Schnittmuster“, „out“ somit hängende Mundwinkel, Krähenfüsse und Hängebrüste.

Diese Verarbeitung des westlichen Schönheitsideals führt zu einer weltweiten Vereinheitlichung der Körperideale, die Vorstellung von Schönheit wird dadurch immer gleichförmiger.³⁵ Das Streben nach dem perfekten Erscheinungsbild ist demnach ein globales Phänomen, wobei kulturelle Unterschiede in Bezug auf die Beliebtheit einzelner kosmetischer Eingriffe feststellbar sind. So lassen sich z.B. in Brasilien die Frauen die Brüste verkleinern, weil sie kleine Brüste und üppige Hinterteile bevorzugen. Die Amerikanerinnen hingegen wählen bekanntlich Silikon zur Brustvergrößerung.

Intoleranz der Gesellschaft gegenüber ‚Normabweichungen‘

Der Trend zu beschriebener „gleichförmiger, globaler Schönheit“ ist natürlich in einem gesellschaftlichen Zusammenhang zu sehen. Unsere Gesellschaft zeigt sich zunehmend intolerant, d.h. sie duldet grundsätzlich immer weniger Abweichungen von der Norm. Wenn uns Werbung, Fernsehen, Film- und Modewelt also Vollkommenheit im platonischen Sinne als „Norm“ vermitteln, wird Disharmonie und Unattraktivität kein Platz zugesprochen. Wir wollen mit dem Nicht-Schönen, Nicht-Harmonischen und Unfunktionalen nichts zu tun haben – es erinnert uns an unsere eigene Unvollkommenheit, unser Altern, den eigenen Tod. Behinderte und alte Menschen sind folglich in der Werbewelt der Schönen, Erotischen und Jung-Dynamischen nicht gefragt.³⁶

³⁵ R. BONFRANCHI: Sonderpädagogik (1997), S. 63–64.

³⁶ Ebd., S. 64.

Dennoch wurden in den letzten Jahren vereinzelt Bemühungen in gegensätzlicher Richtung unternommen. So „durfte“ sich 1999 ein älteres, spärlich bekleidetes Liebespaar zu flippigem 80er-Jahre-Sound in sommerlicher Hitze für *SWICA Versicherungen* in erotischer Umarmung aufs Bett schwingen, was beim Kinopublikum Ausrufer des Entsetzens, aber auch Begeisterungsjauchzer auslöste. Ein Jahr zuvor „engagierte“ OLIVIERO TOSCANI für den *Benetton-Winterkatalog „die sonnenblumen“ 1998* ausschließlich geistig behinderte Kinder und Jugendliche mit ihren Eltern, Geschwistern oder Betreuungspersonen als „Models“. Natürlich ist die Bevölkerung auch hier geteilter Meinung, gerade bezüglich der „skandalträchtigen Schockwerbung“ TOSCANIS – „skandalös und provokativ“ mögen dementsprechend die einen denken und vom „Zynismus der Werbung“ sprechen, die vor nichts zurückschreckt, um Staunen zu erregen und ein angepriesenes Produkt auch verkaufen zu können. „Eine gute Sache“ finden die anderen und befürworten *Benettons* Bestreben, eben gerade „die Realität zu zeigen, durch welche wir nicht gestört werden möchten“.³⁷

Dieser Ansicht sind wir eigentlich auch, obwohl unserer Meinung nach der Katalogtitel, das im Vorwort vertretene Behinderten-Bild einer beteiligten Mutter („Ich glaube, alle behinderten Kinder und Erwachsenen sind Engel, denn sie kennen keine Bosheit, keine Lügen und keine Falschheit“)³⁸ und letztendlich die gezeigten Bilder eine allzu „heile Welt“ vermitteln wollen – wobei dies ja wiederum dem Sinn von Werbung entspricht. An dieser Stelle sei bemerkt, dass es sich bei besagten geistig behinderten Fotomodellen keinesfalls um offensichtlich schwerstbehinderte Menschen mit verkrümmten Gliedern oder „unharmonisch“ verzerrten Gesichtszügen handelt. Im Gegenteil, viele sind u.E. sehr hübsch und werden wohl durch ihr Äußeres nicht sofort als „behindert entlarvt“. Des Weiteren werden mehrmals Kinder und Jugendliche mit Trisomie 21 gezeigt, junge Menschen also, die wir zwar „behindert“ wissen, aber generell als sehr „herzig, lieb und fröhlich“ wahrnehmen.

Nur wenn die Gesellschaft bereit ist, auch Menschen zu akzeptieren, die weniger intelligent, weniger arbeitsfähig und weniger schön sind, wird es möglich sein, dass diese sich auch integrieren können. Werden diese drei Bereiche weiterhin in dem Maße verabsolutiert, wie dies heute der Fall ist, werden Menschen mit einer geistigen Behinderung wenig Chancen haben, als gleichwertige Mitglieder in der Gesellschaft leben zu können. Sie werden

³⁷ Vgl. M. Tamaro, in: *Benetton-Winterkatalog* (1998), S. 3.

³⁸ Ebd.

zwangsweise weiterhin marginalisiert werden. Dies ist einer sich dem Humanitätsprinzip verschriebenen Gesellschaft aber unwürdig.

Zusammenfassung

BONFRANCHI, RICCARDO: **Warum tut sich unsere Gesellschaft schwer, Menschen mit geistiger Behinderung zu integrieren?** ETHICA 24 (2016) 3, 195–215

Seit einigen Jahren gibt es intensive Diskussionen darüber, wie sich behinderte Menschen integrieren können bzw. inwieweit die Gesellschaft in den Bereichen Schulen, Arbeit, Wohnen usw. bereit ist, sich zu öffnen. Allerdings geht es dabei meist um die Integration von Personen mit einer Körper- oder Sinnesbehinderung, während geistig behinderte Menschen kaum in die Überlegungen einbezogen werden, weil sie in den Augen der Öffentlichkeit unter einer gewissen Norm liegen, was Intelligenz, Arbeits-tugend und Schönheit betrifft, die jedoch sehr relative Begriffe sind.

Der Autor leuchtet zu diesem Thema tiefer liegende Gründe aus philosophischer und kulturgeschichtlicher Perspektive aus.

Behinderung
Geistig Behinderte
Geschützte Werkstätten
Industriegesellschaft
Intelligenz
Intoleranz
Schönheit
Wertigkeit der Arbeit

Summary

BONFRANCHI, RICCARDO: **Why does modern society find it difficult to integrate mentally handicapped people?** ETHICA 24 (2016) 3, 195–215

For quite some time now there have been intensive discussions on how handicapped people could be integrated into society, i.e. to what extent society is ready to open itself as far as schools, work, dwelling etc. are concerned. However, all this is particularly referring to persons who are physically handicapped or have a sensory disorder, whereas the mentally handicapped are hardly included into consideration because in the eyes of the public they are seen below a certain standard as to intelligence, job-related qualifications and beauty which – nevertheless – are relative terms.

The author, in his article, illuminates the deeper reasons from a philosophical and historico-cultural perspective.

Beauty
disability
industrial society
intelligence
intolerance
mentally handicapped persons
sheltered workshops
valence of work

Literatur

- BARTH, A.: Die Graugans lässt grüßen. *Der Spiegel* 50 (1999), 122ff.
Benetton-Winterkatalog ‚die sonnenblumen‘. Bergamo, 1998.
BONFRANCHI, R.: Löst sich die Sonderpädagogik auf? Luzern: Ed. SZH/SPC, 1997.
— Integration meint das Miteinander des Verschiedenen. *Schweizerische Zeitschrift für Heilpädagogik* 12 (2000), 24ff.
BONFRANCHI, R./MAYER, E./RUPP, D.: Visueller Eindruck – geistige Behinderung – gesellschaftliche Bedeutung. Eine empirische Studie über visuelle Eindrucksdeutung im sonderpädagogischen Bereich. Oberhausen: Athena, 2002.

- Der Brockhaus: 5. aktualisierte Auflage. Leipzig, 1993.
- DILLING et al.: Klassifikation der Intelligenzminderung. WHO, 1991.
- Duden: Das Fremwörterbuch. Mannheim, 1997.
- Duden: Sinn- und sachverwandte Wörter. Mannheim, 1997.
- Erziehungsdirektion des Kantons Bern: Dokumentation ‚Anlehre – Chance für Betriebe und Jugendliche‘. Berufsberatung Bern.
- FREY, S.: Die Macht des Bildes – Der Einfluss der nonverbalen Kommunikation auf Kultur und Politik. Bern u.a.: Huber, 1999.
- GUGGENBERGER, B.: Einfach schön. Schönheit als soziale Macht. Hamburg: Rotbuch-Verlag, 1995.
- HURRELMANN, K.: Familienstress – Schulstress – Freizeitstress. Weinheim/Basel: Beltz, 1990.
- MÄDER, U.: Armut mindert das Selbstwertgefühl. *Kindergarten* (2000) 6, 5ff.
- MÜLLER, E.: Hilfe gegen Schulstress. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1984.
- NEUHAUS, CH.: Haarausfall kann Ihre noch junge Karriere gefährden. *Der Bund* (2000) 97, 23.
- NEWMAN, C.: Die Magie der Schönheit. *National Geographic* (2000) 1, 135ff.
- NIPPERT, I.: Mythen, Monster, Missing links. *Medizin, Mensch, Gesellschaft* (1987) 12, 307ff.
- PUNTSCH, E.: Das neue Zitate Handbuch. Augsburg: Bechtermünz, 1997.
- STADELMANN, W.: IQ-Werte sind nicht das Maß aller Fähigkeiten. *Der Bund – Das Rätsel im Kopf* (März 2000), 8ff.

Dr. Riccardo Bonfranchi, Schachenstr. 31, CH-8633 Wolfhausen
bonif@bluewin.ch